Zeitschrift: Brugger Neujahrsblätter
Herausgeber: Kulturgesellschaft des Bezirks Brugg
Band: 92 (1982)

Artikel: Aufzeichnungen
Autor: Bolliger, Bruno
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-900786

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Bruno Bolliger
Aufzeichnungen

1979

Solange ich meine, mir mit dem, worauf ich verzichte, die Hauptsache entgehn zu lassen, entgeht sie mir, wo immer ich suche. Diese Haltung kommt über eine betriebsame Variante von Hans im Schneckenloch nicht hinaus. Die Erfüllung beginnt mit dem Mut, sich einzuschränken – und sei es auf ein Holzscheit.

Ihr Dilemma: Statt Ihn können sie nur die zu Seiner Ehre erbauten Dome restaurieren.

Die beste Gewöhnung an das Grauen unserer Zeit ist die tägliche Information darüber. Ihr rascher Fluss betäubt unser Gewissen und hält die Betroffenheit auf stets abzahlbarer Höhe. Ohne diese weitreichende Abstumpfung müsste jeder, der zum Frühstück eine Zeitung liest, gegen seinen Alltag revoltieren oder ihn pausenlos betrauern. Indessen kastrieren Selbstsucht und Ohnmacht unsere letzten Empörungen, und während abends die kollektiven Alpträume über den Bildschirm flimmern, prüfen wir besorgt das Sicherheitsschloss unserer Haustür. Wir haben uns, dickhäutig geworden, in den täglichen Schrecknissen eingerichtet.

Wer ein Verbot umgeht, belässt ihm die Kraft und dem Verbotenen seinen Zauber. F., eine «Masseuse», fragt deshalb jeden Kunden, ob er über den Haupteingang oder den Hinterhof gekommen sei. Freier, die ohne Skrupel den Haupteingang benutzten, seien langfristig von geringem Interesse. Was F. anzubieten habe, sei denen morgen kalter Kaffee.

Es kam einer Initiation gleich, als ich – eben daran, erwachsen zu werden – hinter meinen hirnrissigen Erwartungen, hinter diesem Wust aus Illusion und Verheissung die nie bedachte, dabei einzig verlässliche

Tatsache meiner Zukunft, den Tod, gewahrte. Die Entdeckung wirkte wie ein Blitz ins Strohdach: meine Hoffnungen brannten, Vorbilder versengten bis zur Unkenntlichkeit, und im Moralkodex der Väter mottete es während Wochen. Ich zerschmetterte mein Sparschwein, schwänzte die Schule; Laune und Gutdünken schienen mir in Zukunft längst ausreichend. Wem, welcher Ordnung war ich noch verpflichtet, wenn niemand und nichts dieses rätselhafte Ende verhindern konnte?

Die Friedlosigkeit der Erwachsenen, ihre vom Leben verwüsteten Gesichter waren mir bisher Zeichen für etwas ungeheuer Bedeutendes gewesen, um das es später offenbar zu gehen hatte und das allein ihr verbittertes Streben erklären konnte. Eine metaphysische Untrüglichkeit – von der ich noch ausgeschlossen war – schien dort, jenseits der Pubertät, alle quälenden Fragen zu ersetzen. Dem Augenschein nach hatte man nur fleissig mitzutun, und die ersehnte Gewissheit überfiel einen unweigerlich, ähnlich, wie vormals die Gnade Heilige überfallen hatte.

Und nun war da nichts als dieser blinde Fleck, der Tod, und die riesige Tretmühle aus Fliessband und Eigenheim wurde geistig von ein paar Kalendersprüchen gehalten.

Mit 18 erklärte ich mir meine Eltern mit Hilfe des Himmels: als Versehen, das dort den Engeln beim Verteilen der Kinder unterlaufen war. Heute – um im Bild zu bleiben – mache ich jede Wette, dass ich diese Zuteilung durch störrisches Zappeln und wildes Geschrei erzwang.

Das Bedürfnis nach einem Gott muss jedem Denkenden Zweifel an dessen Vorhandensein wecken, noch bevor er ihn zu suchen beginnt. Deshalb auch sein Argwohn gegenüber den Gläubigen, diese hätten sich vor der Realität aus dem Staub gemacht, seien während einer Anästhesie ihres Verstandes in den Glauben geflüchtet – ein Coup, den ihm *sein* Verstand nie nachsehen würde.

Ich lege meinen Handlungen und Entschlüssen eine Bedeutung bei, die niemand mit mir teilt. Den Wert meines Lebens habe ich derart hoch veranschlagt, dass jeder andere gekränkt sein müsste, hielte er es für sich nicht genauso.

Abgesehen von der Kluft, die hier grundsätzlich zwischen uns besteht und die mit Anstand beschönigt, durch eine Fähigkeit, die man Liebe nennt, sogar überbrückt werden kann – wie schief wir mit unserer Selbsteinschätzung liegen, wie null und nichtig ihre objektive Gültigkeit ist, beweist der nächste Verkehrstote, der, sich selbst noch eben das Wichtigste auf der Welt, trotzdem krepiert, zufällig und vollkommen sinnlos. (Im Nachhinein wäre sein Tod immer vermeidbar.) *Sein Leben dagegen wird im gleichen Sinne unersetzlich sein, wie es ein Hahnenfussgewächs im Acker ist.*

Der Widerspruch scheint unaufhebbar, die damit verbundene Kränkung nicht zu verschmerzen. Schon die Wehen unserer Mütter bezeugen, dass jeder seinen Auftritt hier für unbedingt erforderlich hielt, und unser Lebenstrieb widerstreitet seiner objektiven Belanglosigkeit, noch bevor man uns die Nabelschnur verknüpft.

1980

Die Glücksverheissung unserer Industriegesellschaft besteht in nichts mehr als ihrer alljährlich vorausberechneten Zuwachsrate.

Manchen Männern bleibt neben allen Frauen, mit denen man es wirklich zu tun bekommt, zeitlebens eine Art, mit der sie es eigentlich möchten.

Seit ich daran denken kann, halte ich es für unmöglich, dass dort, wo ich lebe, irgendwann Krieg ausbrechen könnte. Genau besehn, gründet dieser Glaube auf nichts als mir selbst und meinen Mitmenschen. Unser Wissen um das Geschehene halte ich in diesem Punkt für unbezwinglich, unsere Wachsamkeit für dauernd. Niemand will Krieg, also wird es auch *nie* einen geben. *Mein Glaube hierin grenzt an Magie.* – Dabei unterschlägt mein Bewusstsein Millionen von Menschen, die vergeblich dieselbe Gewissheit hatten.

Was der Mensch in seinen lichten Stunden tut, ist, verglichen mit seinem Verhältnis zur Leere und zum Tod, ebenso bedeutungslos, wie es sämtliche Zahlen ohne die Null sind.

Wer mit kalten Füssen über Buddha nachdenkt, verliert seine Zeit.

Meine Ratlosigkeit wächst mit den stündlichen Nachrichten. Es kommt einem letzten Erbarmen der Natur gleich, dass sie auch die Machtbesessenen dieser Welt noch zum Schlafen zwingt und ihr zerstörendes Werk täglich um ein paar Stunden verzögert. Nicht auszudenken: ein Somoza, der *nie* schlafen müsste.

Was ihn an geologischen Abhandlungen fasziniere, sei nicht, wie er anfänglich geglaubt habe, die Sache selbst, das Entstehen der Erde, ihre Verwandlungen und Katastrophen. Er *brauche* die Geologie – als Sinnbild, als Metapher seiner Seele. In keiner andern Wissenschaft (einschliesslich der Psychologie) fänden sich dafür so bildhafte Entwicklungsvorgänge, so bedeutende Begriffe. Die Geschichte der Mutter Erde sei ihm das millionenfach vergrösserte, ins Materielle projizierte Abbild unserer Psyche.

Man kann nur seine Vorbilder aussuchen, die Götter lassen einem keine Wahl. Im glücklichsten Fall nähren sie einem die Kraft, sie dereinst zu zerstören; im schlimmsten fordern sie als letzte Demütigung den Hass.

Vorbilder dagegen sind harmlos, sie verblassen zur gegebenen Zeit von selbst. Vielleicht erinnert man sich ihrer deshalb oft mit einem Gefühl heimlicher Verachtung.

Ich werde den Argwohn nicht los, dass zwischen einem Gedanken und dem nächsten Nichts sei, ja, dass Nichts sich hinter allen Dingen verberge und dass es in Wahrheit dies ist, was uns Menschen bekümmert und in Unruhe hält.

Solange unsere Schule die Selbstverwirklichung ihrer Schüler als gängige Lebenstüchtigkeit nimmt, arbeitet sie planmässig an der Aufzucht verlässlicher Opportunisten.

In den letzten Tagen wurde eine bisher unbekannte, über 5 m lange Echse entdeckt. Vielleicht übersehen wir fortwährend ebenso grosse Tatsachen anderer Art?

Der Tod ist weder tragisch, noch sind die, die sterben, bedauernswert. Wir brauchen keinen Kult um ihn. Jede Religion, die ihn als Tor zu einer bessern Welt ausgibt, treibt Folklore und schadet seiner Härte. Der Tod ist nichts als unausweichlich; *dies allein gilt es zu begreifen.*

Man könnte mit weniger Ekel an unsere Spezies denken, würde deren Verbreitung nicht ausgerechnet von den Ratten übertroffen.

Im reichsten Land der Welt wird gegenwärtig auch am letzten Glück geprobt. Man ersetzt hier den Weg zu sich selbst durch ein hybrides Strassennetz.

In unsern Flüchen lebt noch die verkommene Sehnsucht nach dem einstigen Gebet.

Bilanz: Um nach zweitausend Jahren «Kultur» über das Einfache und Nötige überhaupt noch sprechen zu können, bedarf es heute der bohrenden Sprachmanie in «Sein und Zeit».

Wer erinnerte sich beim Lesen bestimmter Werke nicht an die Blasphemie unserer Schulmeister? –: «Was wollte Goethe hier sagen?»

Mit der Kreuzigung Christi stilisierte das Abendland den Tod zum düstern Skandal. Dagegen nimmt sich Buddhas Ende wie ein Versehen aus. Er starb vermutlich an einer Pilzvergiftung.

Kaum fehlen dem Bürger hierzulande die Argumente, unterbreitet er der Kritik dezidierte Reisetips.

Unsere Didaktik setzt auf Variation der Themen und inhaltliche Vielfalt. Entsprechend bereitet die Schule immer das gleiche immer abwechslungsreicher zu: Stoff; Kenntnisse, die zu vertiefen ihr jede Musse fehlt. Die Arbeit eines Lehrers besteht heute darin, ein pragmatisches Wissen in Umlauf zu halten, das die Schüler über die gröbsten Dinge in ihrem «zuverlässigen Schein» informiert. Einsichten werden unter solchen Voraussetzungen zu privaten Glückstreffern des Schülers, für die die Schule als Institution keine Gewähr übernimmt. Sie beschränkt sich seit langem darauf, ihm ein zwar lückenhaftes, immer aber «praktisches»* Bild von dieser Welt zu bieten; ein Bild, das ihm weismachen soll, mit Cleverness und anstelligem Fleiss sei der Ohnmacht vor den Dingen allzeit zu entkommen.
(* vom gr. Adj. praktikos: «tätig, auf das Handeln gerichtet».)

Die wundervolle Gestalt des Engels! Ihretwegen gehört er zu den Meisterwerken der Phantasie, machen doch die Flügel seine Abwesenheit auf Erden für immer plausibel.

Man muss bei der Einschätzung unseres Lebens beachten, dass ein Löwenanteil vom Alltag, im Kleinkrieg mit Menschen und Dingen verschlungen wird. Dieses Geplänkel ist endlos und von niemandem zu gewinnen. Es zeugt den Dunstkreis der Schickeria und prägt das Leben jeder Hausfrau. Offensichtlich behauptet noch in der Entsagung, der ökonomisch idealen Lebensform, eine leere Mühe ihren Platz. Selbst Niklaus von der Flüh verbrachte bedeutend mehr Zeit beim Grapschen nach Fallholz als im Rausch seiner Gesichte.

Wie man's auch dreht und wendet, der interne Streit über die Kirchenlehre gleicht allemal einem Streit von Gelehrten über den Zwischenkieferknochen des Yeti.

Halte dich ruhig für berufen – nur: entscheide dich gelegentlich, wofür. *Das* ist die Frage.

Du kannst dir wegen eines Wortes, eines unauffindbaren Wortes, dein Leben nehmen; weder das Wort, das dir fehlt, noch dein Tod, wird die Welt im geringsten kümmern. Nimm dagegen an, du hättest dein Wort und sogar jemanden, der es hören will; oder (was wahrscheinlicher ist) du würdest, ohne es, von vielen gehört: *beides kann dir nichts beweisen!* Du wartest auf Zeichen, die es nicht gibt. Das Wunder, das du meinst, musst du dir alleine schaffen.

Zwischen der Kürze unseres Lebens und dem unbändigen Verlangen, es auf immer zu behalten, wartet das Leiden wie ein hinterhältiges Korrektiv, bereit, uns geduldig auf den Irrtum hinzuweisen.

«Während ich meinte, ich würde lernen, wie man leben soll, habe ich gelernt zu sterben.» – Ich war 17, als mich dieser Satz mit seiner leisen Melancholie, seiner Tapferkeit auch, wie ein Blitz traf. Er gehört zu einer Reihe von Sätzen, ausgestreut auf ein paar Tausend Seiten Lektüre, die sich mir auf rätselhafte Weise eintätowiert haben. Damals meinte ich, die Wirkung sei der Grösse des Autors zuzuschreiben; heute weiss ich, dass der Uebersetzer die Hand im Spiel hatte. Ihm und nur dem *Namen* da Vinci habe ich den gewaltigen Eindruck zu verdanken. (Der Satz heisst im Original: «Quando io crederò imparare a vivere, e io imparerò a morire.» Also: Wenn ich glauben werde, dass ich gelernt habe zu leben, werde ich auch gelernt haben zu sterben. – Und so bedeutet er mir nichts.)

An Buddhas Unterweisungen fällt als erstes das eintönige Strickmuster der Argumentation auf und – damit verbunden – der Singsang des Vortrags. Diese Merkmale, verstärkt durch insistente Motivwiederho-

lungen, erzeugen im europäisch geschulten Leser bald den Eindruck, er werde hier verschaukelt. Statt des erwarteten philosophischen Feuerwerks bietet ihm der Erhabene scheinbar umständlich vorgetragene Evidenzen. Nur mit viel Geduld wird er entdecken, dass ein Wesentliches der Lehre in eben diesem Ductus der Rede enthalten ist.

Bis heute versuchen Indologen, dem schussligen Europäer auch diesen Reis mundgerecht zu schälen. Das Ergebnis besteht hier wie dort in einer nährstoffarmen, gut verdaulichen Zellulose. Sind doch die Lehrreden Buddhas, ihrer Form beraubt, nichts als eine exotische Anwendung des Satzes vom Grund und als solche für unser Leben gleichbedeutend wie ein Lehrbuch der Trigonometrie.

1981

Er kam mit Knigge ganz gut am Leben vorbei.

Gott wurde mir gleich von seinem ersten Zeugen vermasselt, einem aschgrauen Pfarrer. Der Mann betrat jeden Mittwoch mit gekränkter Miene unser Schulzimmer, zeichnete seinen «lieben Gott» als blaues Auge an die Tafel und verbot bei Strafe, darüber zu lachen. Vom Weg des Lichts sprach er wie von einer faden Mehlspeise, die er früher einmal versucht hatte und seither, gegen bessere Kost, an die Brüder weiterreichte. Seine Leidenschaft galt den Wundern, die er uns alle bis zum Teufel komm raus erklärte und zerstörte. Sein Sohn, der in unserer Klasse sass, roch nach Ziege, konnte gut rechnen und wollte auch Pfarrer werden. – Von jenen Stunden rühren die ausgedehnten Studien über Strassenschuhe, die ich draussen in den Gängen betrieb.

Unser Weg ist zwar kaum noch zu erkennen, dafür hört man nun deutlich den Holzwurm darin raspeln.

Die Liebe zwischen Romeo und Julia blieb vom Alltag verschont, das macht ihre unerreichbare Grösse. Heute endete auch sie in einem Desaster aus Küchentuch, Pantoffeln und Nudelbrett.

Ich wurde an jenem Tag erwachsen, an dem ich für meine Misere keine Schuldigen mehr ausmachen konnte.

Zum Ehebett liefert die Erfahrung der Einsamkeit das eiserne Gestell, die Hoffnung spendet das Bettzeug und die Erotik zwei dünne Matratzen.

Wie masslos untauglich müssen wir geworden sein! Der Mensch hat in allen Epochen seine Unfähigkeit zu leben durch Waffen kompensiert, und wir könnten mit den unsrigen den Erdball verglasen...

Jedem Gymnasiasten wäre ein Rattenschwanz von Schwierigkeiten durch ein paar dringende Fragen ersetzt, würde ihm offen erklärt, dass unser Leben keinen verbindlichen Sinn mehr hat. Alles andere ist Augenwischerei und unredlicher Selbsttrost.

Ich werde nie begreifen, weshalb Gogol am Ende in die Kirche und nicht zum Nervenarzt rannte.

Wir können flennen, fluchen, beten, manisch zeugen, Reliquien bespucken; wir können durch sämtliche Kontinente fliehn, Opium essen oder stumm in unserem Zimmer sitzen – lebend kommt hier keiner davon.

Die ewigen Götter gleichen den Infusorien. In glaubensdürren Zeiten für tot gehalten, sind sie übermorgen wieder aufgiessbar.

Schiele und Munch! Ihre Bilder geben bis heute den Zauber nicht preis, mehr über mich zu wissen als ich selbst.

Sollte Gott an Verwöhnung eingegangen sein, in einem überhitzten Klima aus Gebet und Tränen, erwürgt von der Inbrunst vieler Epochen?

In der Erotik bereiten die schönsten Frauen ohne Aufwand die tiefsten Enttäuschungen. Doch wo wäre der Mann, der glauben möchte, die bestrickende Gestalt seiner Göttin sei nicht mehr als das Design zu ihrer Gebärmutter?

Des schmierigste Trödler würde höhnen über die Lebensattrappen und -imitationen, die sich der Tod hier stündlich unter den Nagel reisst.

Was man Gott nennt, taugt mir noch zur Chimäre, zum Kontrahenten eines Streites, für den jeder Mensch zu schade ist. Am Ende einer Runde wirft man sein Handtuch stets vor einen Papiertiger, vor ein Nichts, nur da, um die Leere zu drapieren.

Im Grunde ist mir unbegreiflich, wie eine Frau, die ich liebe, diese Liebe erwidern kann. An ihrer Stelle verfiele ich augenblicklich einem unendlichen Selbstgenuss.

Mein Vater besass die unschätzbare Fairness, meine Fragen nach der letzten Wahrheit stumm zu schützen. Ich spürte dann seine schwere, noch gesunde Hand auf meinem Kinderkopf, und ein Rest verwirrter Zärtlichkeit leuchtete in seinen Augen. Diesem Blick verdankt jede Frage ihr Leben, er blieb nur kurz in meiner Nähe und verschuldete nie eine Antwort.

Früher erschreckte mich in schlaflosen Nächten nur der Gedanke, ich müsste sterben; heute alterniert er zuzeiten mit dem, ich müsste endlos leben.

Bestimmt gewinnt der Gott eines Ackergauls Flachrennen und der eines Tausendfüsslers läuft auf Raupen.

Nur die Sonne bleibt den Glauben wert, den fremde Völker ihr einst schenkten.

Manchen Leuten muss man noch in ein Sandwich einen Sinn klemmen, bevor sie bereit sind, es zu essen.

Die Kritik unserer Gesellschaft trägt ein ohnmächtiges Doppelgesicht. Das lebendige, von Verbitterung entstellte wird ihr in den Strassen zerschlagen; seine lächelnde Maske aber glotzt morgen aus den Schaufenstern der Boutiquen.

Es bleibt die Geborgenheit in Blut und Gewebe, die von tausend Bedingtheiten erzeugte Nähe und Wärme eines Menschen, der Trost der Berührbarkeit.